

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Hans Pille: Damals geschahen Dinge

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Damals geschahen Dinge

VON HANS PILLE

Gegen Abend kam ich von einem Streifzug aus den Wäldern zurück, da fand ich das Haus leer. In den Zimmern war es still. Der schwarzgrau gefleckte Himmel hing niedrig in der Lichtung. Wind flüsterte unter dem Strohdach, und der Tannenwald stand mit schwärzlichen Beinen hinter den Bahngleisen.

Mich überkam ein Gefühl, daß ich allein war; nicht nur im Hause, nein, im ganzen Dorf allein. Während ich noch horchte, klangen Schritte auf der Straße. Ein alter Landstreicher ging vorbei. Er sah herüber, grinste mir aus bläulichem Gesicht zu und trottete weiter. Ich hörte, daß die Schritte sich entfernten, gleichsam aus dem Leben hinausgingen.

Da lief ich an die Straße. Im Westen blühte es fahlgelb am Horizont. Die Kopfsteine auf der Straße blinkten. Im Wartesaal drüben, in den Fenstern spiegelte sich alles.

Hinter jenem Wäldchen fing der Gesang der Russen an. Vier waren es, die nach dem großen Krieg als Tongräber im Dorfe arbeiteten. Sie sangen mit dunklen Stimmen, grollend, halb klagend. Dann setzte ein Tenor ein.

An jenem Abend schrieb ich meine erste Geschichte und machte den Bettler in ihr zum König, der im zerschlissenen Rucksack ein Zepter trug, das ihm jegliches Ding und Ereignis, sollte er danach verlangen, herbeizauberte, auch den beklommen stimmenden Gesang der Russen. Einer von ihnen kam aus Berditschew, zwei von der Wolga und der letzte aus Karaganda. Dieser letzte hieß Militshouk und war ein mittelgroßer, schlanker Mann, mehr schnellfüßig als plump, mit traurigen Augen und einem Schnurrbart, den er gleichgültig behandelte. Er verspürte oft den Drang in sich, zu trinken: klaren Schnaps aus großen Gläsern. Sobald er trank, stieg ein Lied in ihm empor, das er, im Gespräch verstummend, übergangslos anstimmte: Melodien, die einem das Herz abdrückten. Keiner konnte auch so weinen wie er. Wie wenn eine Quelle aus Tränen in ihm entsprang! Er weinte aus Heimweh nach Karaganda und ertrank sich die Illusion, in Kasachstan zu sein.

Eines Nachts, so erzählte er, sei er wach geworden, habe auf dem Ofen gelegen, den Samowar summen und die Röcke der Mamuschka rascheln gehört. Da sei er aufgesprungen und habe ein Licht angerissen. „Aber Licht machte alles fremd. Kein Samowar, nicks Mamuschka, nur schnarchende Pjotr und Alexej und Igor. Militshouk schrecklich traurig.“

Ich erinnere mich: Er tobte, schlug entzwei, was nicht hart, nicht fest genug war, und konnte nur mit größter Anstrengung gebändigt werden.

Heute sind Spanier dort, Andalusier, stolz und lebhaft wie schwarze Minorca-Hähne. Sie arbeiten im Erz und singen auch, erfuhr ich. Aber was ist ein kollernder Spanier gegen einen schwermütig-melancholischen Russen der Zarenzeit!

Den Zaren gab es damals zwar nicht mehr, aber Militshouk sprach gern über ihn, dagegen mißtrauisch-neugierig über Lenin und Trotzki, die „Bolschewiken“. Seine russischen Freunde Pjotr, Alexeij und Igor zog es hin zu jenen Revolutionären, die die Reichen arm machten, den Armen aber Gerechtigkeit versprachen. Sie reisten auch nach Rußland zurück, aber er —

Das Rascheln des Frauenrocks in der „Nacht des Sommers“ war wohl das Rascheln von Annas Rock gewesen, einer Witwe, die auf dem Ziegeleigelände wohnte. Deren Mann hatten englische Tanks im grauen November 1917 bei Cambrai untergepflügt. Militshouk sang ihr vor, erzählte ihr russische Geschichten und sagte: „Es wird sein ein gutes Leben mit uns zwei, Anuschka.“ So heiratete er sie, blieb zwei, drei Jahre bei ihr und war eines Nachts, als sie mit einem Schrei aus dem Schlaf hochfuhr und in ahnen-der Angst nach ihm tastete, verschwunden. Die russischen Lieder waren endgültig verstummt . . .

Vor 30 Jahren war das Dorf eine alte Niederlassung im stillen Land, mit einer einklassigen Schule, einer Gaststätte, einer Wassermühle, einer Ziegelei, einem Kolonialwarenladen und rundum einer Handvoll Höfe, die zur Winterszeit auch den Tag über selten aus dem Halbdämmer hervortraten. Pferde atmeten grau in die Luft, Eiszapfen an Strohdächern vergitterten niedrige Fenster, und der Zug, der dunkle, keuchende Tatzelwurm, polterte die „Strecke“ entlang.

In Sommernächten war das Dorf ein zauberhafter Flecken Erde. Silbriger Dunst aus den Tonkuhlen zog lautlos über die Wege, durch die Wiesen und das Dickicht an der Wassermühle. Über dem glasig-dunklen Kolk schlug die Nachtigall. Der Langenberg, bei Tage eine mäßige Erhebung, lag im Mondschein mit kahler, mächtig gestreckter Schulter da. Die Straße, die aus gleicher Lärmlosigkeit kam, führte in den Nächten nirgendwo hin. Diese Nächte gehörten dem Dorf allein. Wer nicht in ihm aufgewachsen war, ertrug sie nicht in ihrer staubsatten Kargheit, ihrer mondbleichen Taukühle und mit den von den Träumen der Leute durchschauerten Häuser.

Im Morgengrauen kam der hinkende Schneider „Wipupp“ den Pfad aus den Wäldern daher über den Hügel Herrenesch, mit dem breiten Kopf unter der selbstgenähten Mütze nach dem Takt des Hinkeschritts ins hellere Licht des Horizonts stoßend. Er kam nur im Winter, nähte uns Hosen und Jacken und flickte. Nebenbei zuckte er mit der Nadel nach unseren empfindlichsten Stellen. Er hatte eine übergroße Unterlippe, einen Lappen von Lippe, die mich auf jene Weise faszinierte, wie das Häßliche uns bannt.

Mein Bruder hat es gewagt, die Heimat wiederzusehen. Er schrieb mir darüber. Seitdem weiß ich manches mehr über das Dorf: wie es jetzt aussieht oder wie man es auszusehen gezwungen hat. Eine neue, große Schule ist gebaut worden, Villen an Hängen. Die schöne, schmale Straße, die einem Heerweg aus der Römerzeit glich, wurde verbreitert und asphaltiert. Schnelle Autos! Aus Musikschränken, Plattenspielern und Kleinstradios, die das junge Volk umgehängt trage oder in der Brusttasche stecken habe, ertönen dort jetzt Schlager um Schlager. Es passiert viel, fast täglich, jedoch wen erregt es noch, da das bläuliche Licht der Fernsehgeräte abends hinter den Fensterscheiben leuchtet!

Damals geschahen Dinge, die uns im Dorf tief bewegten, die nicht wiederholbar waren, gleichsam unerhörter als das, was heute in den Zeitungen steht.

Im Herbst, der auf den Sommer von Militshouks heimlicher Abreise folgte, war der Müller „Schangdelö“ verschwunden. Dieser hieß Jean d'Eleux, hatte als französischer Kriegsgefangener in der Mühle gearbeitet und — nach dem grande guerre — die Tochter geheiratet. Später erbt er die Mühle, wurde in starkem Maße großspurig und leicht geistesverwirrt. Wir suchten ihn lange und fanden ihn auf einer Insel im Mühlenteich. Er schoß mit einer Schrotflinte auf uns. Wir lagen aber rechtzeitig im Schilf. Seine Munition ging schnell zu Ende; eine Belagerung hatte er nicht vorgesehen. Es war ein leicht windiger Sonntagmorgen, die Frauen standen in den Türen, und vom Kirchdorf her riefen uns die Glocken zum Gottesdienst.

Auch kein „Baron von Dideraux“ geht mehr die Straße entlang. Der ehemalige Kavallerieoffizier hatte Ostpreußen verlassen, um in seiner Vorväter Land — Frankreich — zurückzukehren. In unserm Dorf wurde er für einige Zeit seßhaft: ein kleiner, etwas dickleibiger Mann mit buschigem Schnurrbart und großem Sonnenschirm, den er „Entoutcas“ nannte und in skurriler Phantasie als ein Erbstück des Bürgers Tallien bezeichnete. Am 27. Juli betrank er sich, weil an diesem Tage im Jahre 1794 der erwähnte Revolutionär Tallien den Anfang vom Ende der Schreckensherrschaft des Robespierre gemacht hatte. Eines Tages ging Baron von Dideraux mit einem rebhuhnfarbigen Italiener-Hahn an der Leine durch das Dorf. Er nannte ihn „Napoleon“. Solches hatte noch niemand gesehen. Seine Späße waren von jener Art, die gespielteres Fürwahrhalten bewirken und im Abgehen von der Bühne beiderseits ergötzt Gelächter. Der Baron von Dideraux — wir verwehrten es uns, zu erforschen, ob Name und Titel echt seien — war ein einfallsreicher Mime; nach ihm kamen kleine Komödianten.

In der Vergangenheit, in Kindheit und Jugend, sammeln sich die zärtlichsten und nachhaltigsten Sinnesreflexionen. Aber ich habe mein Dorf nicht besonders geliebt, zeitweilig es sogar gering geschätzt, und der Begriff „Heimat“ rührte mich nicht. Dafür trieb ich das kleinliche Stolz-Spiel desjenigen, der „überall zu Hause“ ist.

Mit dem Älterwerden, obgleich Jahr um Jahr der Trennung von ihr sich häufen, nähere ich mich innerlich der Heimat wieder. Sie ist von Grund auf verändert, rücksichtslos modernisiert von der fortschreitenden Zeit, die mehr und mehr einen gewalttätigen Zug bekommen hat. Ich verurteile die Zeit nicht, — das wäre töricht, aber ich kann sie nicht lieben. Die Erinnerung rechtfertigt den Argwohn, die Abneigung, den Groll, der wehmütig gestimmt ist.

Ich habe viele große Städte gesehen, bin in fremde Länder gereist, war beeindruckt von diesen und jenen, hingerissen auch wohl, erregt für eine Spanne Zeit. Aber wenn dieser Eindruck abklang, wegsank, stieg das klare, unerregte Bild der Heimat in mir auf. Dennoch verschiebe ich es von Jahr zu Jahr, hinzufahren und sie nach langer Zeit wiederzusehen, weil ich mich davor fürchte, sie im Augenblick des Wiedersehens für immer zu verlieren.

Ein Unikum aus Kneheim

VON HELMUT OTTENJANN

Der Aufgeschlossenheit des Landwirts Anton Tellmann aus Kneheim für kulturgeschichtliche Werte unseres Landes ist es zu danken, daß im Jahre 1968 ein vorgeschichtliches Gräberfeld der frühen Eisenzeit in Kneheim, Landkreis Clopenburg, entdeckt werden konnte. Dies Urnen-Gräberfeld ist ein wichtiger Hinweis für die frühe Besiedlungsgeschichte dieses Gebietes. Unter den Kneheimer Urnen-Funden der frühen Eisenzeit gewinnt aber besonders die hier abgebildete, in fast heilem Zustand geborgene Urne (Höhe 30 cm, Breite 28 cm) wegen ihrer eigenwilligen dreiegliederten Standfußgestaltung besondere Bedeutung. In seiner umfassenden Arbeit über „Die Kultur der Frühen Eisenzeit (750 vor Christi Geburt bis Christi Geburt) in Mittel- und Westhannover“ (1934) vermochte K. Tackenberg nicht ein einziges Gefäß mit vergleichbarer Standfußgestaltung aufzuzeigen.

Diese wie auch weitere in Kneheim in unmittelbarer Nähe des „Brutbörger Fänt“ (Parzelle 163) gefundenen Urnen befanden sich nur einen halben Meter tief unter der alten Oberfläche ohne Hügelaufschüttung. In den leicht zerbrechlichen, irdenen Gefäßen wurde der Leichenbrand des auf einem Scheiterhaufen verbrannten Toten aufbewahrt und beigesetzt, ein Bestattungsritus, der in unserem Lande schon seit der jüngeren Bronzezeit ausgeübt und erst in den nachchristlichen Jahrhunderten durch die sog. Körperbestattung wieder abgelöst wurde.

Eine relativ genaue Einordnung der Kneheimer Funde wird nun ermöglicht durch die hier abgebildete Urne, da sie — von der merkwürdigen Standfußgestaltung abgesehen — als „klassischer“, sog. „Nienburger Typ“ anzusprechen ist, ein terrinenartiges Gefäß, das durch einen weitmündigen, schwach auslaufenden Hals, durch gewölbte, mit Schrägstrichgruppen verzierte Schultern und durch einen einseitigen Bandhenkel eindeutig charakterisiert ist. Solche Gefäße vom „Nienburger Typ“, verbreitet im Aller-Weser-Hunte-Gebiet, stammen aus der Zeit des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt (Hallstadt D).

Auch die hier abgebildete Kneheimer Urne gehört demnach in die frühe Eisenzeit. Die eigenwillige, dreiegliederte Standfußgestaltung erhöht noch den kulturgeschichtlichen Wert dieses Gefäßes, da sie darauf hinweist, daß diese Nienburger Gefäße letztlich auf mitteldeutsche Einflüsse zurückzuführen sind; denn vergleichbare Parallelen zu dieser Art Standfußgestaltung vermögen im mitteldeutschen Raum entdeckt zu werden (Billendorfer Kultur).

Eine weitere Überraschung brachte der Inhalt dieser Urne, da sie nicht nur menschlichen, sondern zusätzlich tierischen Leichenbrand enthielt. Ganz offensichtlich wurden also auch Tiere auf dem Scheiterhaufen des Toten verbrannt und deren Reste gleichfalls in die Urne gelegt.

Die ursprüngliche Größe des Kneheimer Gräberfeldes „auf dem Brutberg“ kann bedauerlicherweise nicht mehr angegeben werden, da schon vor